



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Andreas-v. Reyher, Alexander: Im Flecken : Erzählung aus der russischen  
Provinz : sechstes Kapitel : der Überfall.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Im Flecken

Erzählung aus der russischen Provinz

Von Alexander Andreas=v. Keyher

Sechstes Kapitel: Der Überfall.

„Endlich, Boris!“ sagte vorwurfsvoll Frau Okolitsch, indem sie dem Sohne und dem Hunde die Tür öffnete. „Ich war schon unruhig. Die Dunkelheit, und der Regen!“

„Verzeihe, Mamchen,“ versetzte er, indem er ihre Hand an die Lippen führte. „Die Dunkelheit tritt in diesem Jahre ganz eigentümlich rasch ein. Es sind doch nur die ersten Tage des August, aber es ist wie sonst im September. Nun ja, es ist dich bewölkt. Zu morgen wird sich wohl ein tüchtiger Regen einstellen.“

„Du warst sehr weit?“

„Ach, nein. Bei stöberte ein Volk schon ausgewachsener Feldhühner auf. Ich glaubte genau zu bemerken, wohin sie flogen, aber ich suchte, suchte — sie waren wie in die Erde versunken. Ich fand sie erst wieder, als es schon zu dunkeln begann. Kannst du dir denken, wo sie saßen? An dem Platze, wo sie zuerst gewesen waren. Statt geradeaus zu fliegen, hatten sie zwischen den Hügeln einen richtigen Kreis beschrieben. Solche schlaue Kanailen! Bei Feldhühnern ist mir so etwas noch nie vorgekommen.“

„So daß deine Jagd unglücklich war?“

„N—nein, nicht ganz. Ein halbes Duzend konnte ich doch noch zusammenschleichen. Sieh, Mamchen, was für runde Dinger. Wie gemästet!“

Er zog die Hühner aus der Jagdtasche und legte sie in einer Reihe auf den Küchentisch.

„Ah!“ freute sich die Frau. „Die sind wirklich schön. Dazu die ersten in diesem Jahre. Ich muß dir gestehen, Boris, daß ich mich schon nach Feldhühnern gesehnt habe. Die Enten und Bekassinen und jungen Birkhühner waren mir bereits etwas zum Überdruß.“

„Ich wußte das, Mamchen. Darum war ich auch so erpicht darauf, sie wiederzufinden.“

„Mein guter Junge!“ sagte sie zärtlich und streichelte ihm lieblosend die Wange. „Wenn es nur immer glücklich abgeht! Ich bin so unruhig, wenn du im Dunkeln allein draußen bist.“

„Was sollte mir geschehen, Mama! Und ich bin nicht allein. Zählst du Voi gar nicht?“

„Ach, Kind, nur nicht zu viel Selbstvertrauen!“

Die Mutter ging in ihrer Stube zur Ruhe. Boris saß bei der Lampe und forrigierte. Die Lider senkten sich ihm bei der langweiligen, geisttötenden Arbeit. Er ärgerte sich mehrmals, wenn er sich darauf ertappte, einen Fehler übersehen zu haben. Er schalt sich in solchen Fällen durch ein geflüstertes Wort, und jedesmal öffnete dann Voi, der in der Mitte des Zimmers lang ausgestreckt auf der Seite lag, die schlaftrunkenen Augen, blickte den Herrn eine Weile an, seufzte und war gleich von neuem eingeschlummert.

„Dumm—kopf!“ sagte eben wieder Okolitsch, indem er mit Nachdruck zwei dicke Striche unter ein falsches Wort zog. Da hielt er ein und horchte. Voi hob den Kopf.

Ein lauter Schlag, ein kurzes Krachen, als ob etwas mit großer Gewalt durchgebrochen würde. Eigentümlich. Irrte Okolitsch, oder erinnerte er sich recht? Es war ihm, als ob er unmittelbar vorher das Rollen eines Gefährts gehört hätte. Sollte einem Vorüberfahrenden die Achse gebrochen sein? Nein, das hätte nicht so stark getönt. Übrigens, was hatte er da zu grübeln und sich aufzuhalten! Es konnte vielerlei brechen oder fallen oder einstürzen. Er schüttelte den Kopf. Das schlagartige Krachen stimmte zu allen diesen Sachen nicht. Doch er tauchte die Feder ein und beugte sich über das Heft. Voi ließ den Kopf auf die Dinge zurücksinken, behielt aber die Augen offen.

Okolitsch hatte die Zeile noch nicht zu Ende gelesen, als er wieder aufmerksam wurde. Es kam ihm vor, als hätten zwei Menschenstimmen Frage und Antwort ausgetauscht.

„Boris Stepanytsch,“ brummte er, „jetzt wirst du ein richtiges altes Weib, das sich um Dinge kümmert, mit denen es nichts zu . . .“

„Hilfe!“ klang es jammernnd herüber.

„Gott, das ist bei Schejins!“ rief er, warf die Feder auf das Heft und flog zur Tür hinaus, ehe es Voi gelungen war, aufzuspringen. Draußen konnte er nichts sehen. Die Nacht war dunkel. Feiner Sprühregen fiel nieder. Für ihn, der eben von der Lampe kam, war die Finsternis vollständig. Neben an, wo Schejins wohnten, war es still. Aber an der anderen Seite der Chaussee, Schejins schräg gegenüber, hörte er sprechen und erkannte auch die Stimme. Es war die des alten Soldaten, der dort sein Häuschen hatte und sich mit Lohnfuhrmannsdiensten beschäftigte. Gleich darauf gab es dort auch Lichtschimmer. In demselben Augenblick erschien an Schejins Tür für einen Moment ebenfalls heller Schein, bei dem Okolitsch bemerken konnte, daß die Tür offen stand und mehrere Gestalten sich dort zu schaffen machten. Der junge Mann sprang auf die Chaussee hinaus und lief dorthin. Es war wieder dunkel, aber schwere Tritte stampften auf dem Brückchen.

„Halt!“ rief er. „Was geht hier vor? Was für Leute seid ihr?“

Dabei griff er zu und erfaßte jemand. Der wollte sich losreißen, doch Okolitsch hielt fest und drückte ihn zur Erde nieder. Da wurde über ihm ein grober Fluch ausgesprochen, und er erhielt einen Stoß von oben herab, der halb die Schulter und halb den Kopf traf, einen Stoß mit solcher Macht, daß er

mehrere Schritte zurücktaumelte. Ihm schwindelte. Er sank fast zu Boden. Aber schnell ermannte er sich. Das Jägerblut wallte auf. Die geballten Fäuste zum Schutze vor sich, stürzte er blindlings in die Dunkelheit gegen den, der ihn gestoßen hatte.

„Nachbarn, helft!“ schrie er dabei. „Räuber! Hilfe!“

Er griff umher. Er fand niemand.

„Wir kommen, wir kommen,“ schallte rechts die Stimme des Soldaten.

Nicht weit von ihm setzte sich in der Mitte der Chaussee ein Fuhrwerk in Bewegung. In der größten Hast rollte es fort in den Flecken hinein.

„Halt auf, halt auf!“ schrie Okolitsch. „Räuber! Halt auf!“

„Halt auf! Halt den Wagen auf!“ wiederholte der Soldat und noch eiaer, in dem Okolitsch an der Stimme den Sohn des Soldaten erkannte.

„Voris! Voris!“ rief angsterfüllt die Mutter an ihrer Tür, und zu gleicher Zeit kam mit Wutgebrüll Voi in langen Säcken an und stellte sich kampfbereit einige Schritte vor seinem Herrn auf.

„Mama, schnell, unsere Laterne!“ bat Okolitsch.

Da war auch schon der alte Soldat mit seinem Sohne, der eine Laterne trug. Beide hatten je einen großen Knüttel in der Hand.

„Wir arbeiteten in der Scheune an einem Wagen,“ erzählte der Soldat.

„Wir hörten, wie sie hier vorfuhren und die Tür einbrachen, und wie dann der Herr schrie. Da sagte ich zum Sohne: Swan, sagte ich, der Hauptmann schreit; wir müssen helfen; nimm schnell die Laterne vom Nagel, Swan, und nimm . . .“

„Ginein, Nachbar!“ unterbrach Okolitsch. „Wenn sie nur nicht ermordet sind!“

„Gott schütze, Herr!“

Im Hause wurde es hell. Wie sie durch die offene Tür eintraten, erblickten sie links im Kabinett des Hauptmanns durch die ebenfalls offene Tür Schejin selbst im Hemde und Olga im Nachtkostüm. Das Mädchen setzte eben ein Licht auf die Diele nieder, umfing und stützte den wankenden Vater.

„Gott sei Dank!“ rief Okolitsch aus, indem er zusprang und ebenfalls den Hauptmann faßte. „Ich fürchtete, Sie nicht mehr am Leben anzutreffen. Erlauben Sie, Olga Andrejewna, ich werde Ihren Vater ins Bett tragen und dann gleich den Arzt holen.“

„Ich werde leuchten,“ sprach sie und hob eilig das Licht auf.

„Laßt, laßt,“ wehrte der Hauptmann mit schwacher Stimme. „Mir fehlt nichts. Nur gewürgt haben sie mich.“

Er atmete einige Male tief auf.

„Aber gestohlen, gestohlen!“ rief er dann. „Weg! Die Schatulle weg!“

Er deutete mit der Hand zu der an der Seitenwand befindlichen Kommode.

„All mein Geld weg!“ klagte er. „Alles, alles weg, was ich hatte! Olenka, armes, unglückliches Kind! Alles, alles weg!“

Er stöhnte schwer und knickte zusammen. Okolitsch ließ ihn sacht auf einen Stuhl nieder.

„Papa, wir wollen Gott dankbar sein, daß wir leben,“ tröstete Olga und umschlang wieder den Vater. „Was beunruhigt du dich um das Geld!“

Aber er konnte sich nicht so schnell fassen. Sein Gesicht war leichenbleich, und er jammerte immer von neuem:

„Weg, alles weg! Armes Kind! Bettler sind wir. Nichts kann ich dir hinterlassen.“

„Haben sie das Geld aus der Kommode gestohlen?“ fragte an der Tür der Sohn des Soldaten den Vater, und dieser erwiderte:

„Nein, auf der Kommode stand die Schatulle auf dem Wachtuch. Siehst du, das haben sie mit heruntergezogen.“

„War die Schatulle ein großes Stück?“

„Ein flaches poliertes Kästchen. Es nahm noch nicht die Hälfte der Kommode ein.“

Frau Okolitsch kam mit ihrer Laterne. Sie bekreuzte sich.

„Gott ist barmherzig,“ sagte sie, „daß er Sie hat leben lassen, aber Ihre Magd — sie liegt im Vorhause —“

„Tot!“ schrie Olga auf und wollte hinaus.

Okolitsch vertrat ihr den Weg und hielt sie sanft am Arme auf.

„Olga Andrejewna, wir wollen hoffen, daß sie lebt. Aber ersparen Sie sich fürs erste den Anblick. Gehen Sie, kleiden Sie sich an, und helfen Sie dann Ihrem Vater in die Kleider. Nach der Magd werde ich sehen. Was geschehen kann, soll geschehen. Verlassen Sie sich darauf.“

Sie blickte ihn an, neigte zustimmend den Kopf und ging errötend in ihre Kammer. Okolitsch winkte der Mutter, bei dem Hauptmann zu bleiben, und begab sich mit den Nachbarn und Voi hinaus.

Im Vorhause lag die Magd ausgestreckt quer vor der Küchentür. Eine Seite ihres Gesichts war mit Blut bedeckt. Okolitsch beugte sich zu ihr nieder.

„Junger Herr, wir dürfen sie nicht anrühren, bis die Polizei kommt,“ sagte der Soldat.

„Und unterdessen stirbt sie vielleicht, wenn noch Leben in ihr ist!“ rief Okolitsch unmutig. „Dummes Zeug! Faßt an.“

Der Hund hatte sie beschnuppert und begann ihr das blutige Gesicht zu lecken. Da schlug sie die Augen auf.

Sie wurde in ihr Kämmerchen neben der Küche getragen. Okolitsch fand ein Handtuch und wusch ihr das Blut ab. Sie kam zur Besinnung. Sie hatte einen schweren Schlag vor die Stirn bekommen. Die eine Schläfe war stark angeschwollen, und aus der gesprungenen Haut sickerte etwas Blut. Sonst war sie unbeschädigt. Sie konnte sich aufsetzen und selbst das in kaltes Wasser getauchte Handtuch an die kranke Stelle halten.

Als Okolitsch in das Kabinett zurückkehrte und diese beruhigende Nachricht mitteilte, waren der Vater und die Tochter bereits in Ordnung, und der erstere hatte seine Ruhe einigermaßen wiedergewonnen. Er war tief traurig, wollte aber doch die Magd sehen. Als die ganze Gesellschaft ins Vorhaus trat, lenkte Voi die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Er schnüffelte auf der Diele und Hauschwelle umher und wedelte.

„Voi, was hast du, mein Hund?“

Das Tier sprang zu Okolitsch, sah zu ihm auf, wedelte und knurrte.

„Was will er nur sagen?“ fragte die Mutter.

„Vor, Voi, suche!“ sprach Okolitsch ermunternd.

Der Hund senkte wieder die Nase, nahm eine Spur auf und verfolgte dieselbe wedelnd hinaus über das Brückchen auf die Chaussee. Der Soldat leuchtete.

„Suche, suche, Voi!“

Bis zur Mitte des Weges verfolgte Voi die Spur. Dort drehte er sich im Kreise, lief zur Haustür zurück und kam nochmals auf der Spur an, immer mit dem Schwanze wedelnd. Zuletzt setzte er sich vor Okolitsch nieder, fuhr fort zu wedeln und knurrte.

„Es war jemand dabei, den der Hund kennt,“ sagte Okolitsch.

„Hat er nicht auf Ihrer Spur gewedelte?“ meinte der Soldat.

„Nein,“ sprach der junge Mann entschieden, „das tut er nicht. Er kennt jemand von den Einbrechern. Du hast gehört, wie böse er knurrte.“

„Wenn er doch sprechen könnte!“ rief Olga.

„Andrej Fomitich,“ wandte Okolitsch sich an Schejin, „der Polizei wird so schnell wie möglich die Anzeige gemacht werden müssen, damit die Nachforschungen auf frischer Tat beginnen können. Wenn Sie sich nicht zu angegriffen fühlen, erlauben Sie vielleicht, daß ich gleich den Aufseher hole?“

„Was soll ich Sie und den Aufseher in der Nacht beschweren!“ erwiderte Schejin, der bereits so weit mit sich in Ordnung gekommen war, daß sein gewöhnlicher rücksichtsvoller Charakter zutage trat. „Ich danke. Am Morgen . . .“

„Andrej Fomitich, lassen Sie meine Bequemlichkeit aus dem Spiel. Was gilt Bequemlichkeit, wo es sich um ein schweres Verbrechen handelt! Ich bitte nur um Ihre Erlaubnis.“

„Gewiß, Andrej Fomitich,“ bat auch die Mutter, „es ist um so besser, je früher die Polizei benachrichtigt wird. Ich und Boris, wir werden doch den Rest der Nacht so wenig schlafen können wie Sie.“

„Papachen, wenn Boris“ — begann Olga und blieb stecken, denn sie hatte sich bis jetzt nicht einmal den vollen Namen des Mieters gemerkt, — „wenn Herr Okolitsch so gut sein will —“

„Wenn Boris Stepanowitsch uns seine Ruhe opfern will,“ gab Schejin zu, „so kann ich es nur mit Dank annehmen, aber“ — er sprach zögernd weiter —, „ich fürchte, es wird aus dem Polizeiprotokoll wenig Nutzen entstehen. Herr Wolski — ich weiß nicht — aber — ich meine —“

„Ihre Wohlgeboren,“ mischte der alte Soldat sich in das Gespräch, „von unserm jungen Polizeimeister ist wenig Nutzen, wie Sie zu denken belieben, aber ich habe heute abend den Bezirksaufseher gesehen. Er ist also zu Hause.“

„Das wäre vielleicht etwas.“

„Herrn Wolski müssen wir benachrichtigen,“ sprach Okolitsch. „Er hat im Flecken die Aufsicht. Aber ich werde den Bezirksaufseher auch herausklopfen und zur Stelle schaffen.“

„Ich spanne gleich meinen kleinen Wagen an,“ sagte der Soldat. „Da geht es schneller.“

„Ich muß es dir aber schuldig bleiben, Kamerad,“ versetzte der Hauptmann dumpf. „Ich habe keine Kopeke Geld.“

„Papa, ich . . .“ begann Olga, aber der Soldat schnitt ihr die Rede ab und rief beleidigt:

„Fürchten Sie Gott, Ihre Wohlgeboren. Meine Hand soll mir verborren, wenn ich mich bei einer solchen Gelegenheit bezahlen lasse. Bin ich ein Nichtchrist, ein Heide oder ein geschorener Türke! Laufe voran, Swan. Hurtig! Den Schimmel vor den kleinen Wagen!“

„Schuldig bleiben!“ brummte er, während er dem Sohne folgte. „Hat man so etwas gehört! Habe ich nicht manches Geld von ihm verdient, wenn ich ihn jedes Jahr mehrmals zum Gouvernement fahren mußte, wo er seine Pension empfing oder seine Zinsen hob, oder wenn das Fräulein abgeholt wurde! Und jetzt spricht er so, wo er bestohlen ist! Ich müßte ja verflucht sein in dieser Welt und in jener, wenn ich Bezahlung nehmen wollte!“ (Fortsetzung folgt.)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichsfpiegel

Berlin, 20. November 1910.

Das Merkmal der Zeit — Die Kaiserrede in Beuron — Herr von Bethmann? — Die Polennot — Das Enteignungsgesetz — Notwendigkeit innerer Kolonisation — Kleine Garnisonen — Ein deutsches Oberhaus.

Der Geschichtsschreiber der gegenwärtigen Zeit wird als ihr wesentlichstes Merkmal „Mißtrauen und Mißverstehen“ bezeichnen. Dem Chronisten, der sich allwöchentlich im abgeschlossenen Kämmerlein ernsthafte Rechenschaft über die Ereignisse während der abgelaufenen sieben Tage gibt, steht bei dem Gedanken an die möglichen Konsequenzen eben dieser Ereignisse manchmal das Herz still. Es scheint, als verstünde man sich in der deutschen Volksseele nicht mehr, als redeten die Menschen in fremden Sprachen zueinander. Auch zwischen Regierung und Regierten, zwischen Rechtsprechung und Volksempfinden (Prozeß Bruhn) scheinen dicke Mauern aufgerichtet, die eine Verständigung ausschließen. Blättern wir in der Geschichte unserer Nation zurück, dann entdecken wir ähnliche Zustände erst wieder in der Epoche des Vormärz. Damals herrschte dieselbe Unklarheit im politischen Denken des Volkes, dasselbe Mißverstehen und Mißdeuten gesunder Volksregungen durch die staatlichen Organe, wie heute. Der Unterschied mag wohl nur darin bestehen, daß wir gegenwärtig am Ende einer Epoche von sieben fetten Dezennien stehen, während unsere Ureltern sich am Ende von sieben mageren befanden. Aber wie damals, werden heute die Könige mit der internationalen Demokratie geschreckt und die Bangemacher haben kaum ein rechtes Bild davon, wie weit sie ihre Volksgenossen unter die Demokraten rechnen sollen. Damals galten die Großdeutschen als eine gefährliche Gesellschaft. Heute wird man nach den Auslegungen der „Deutschen Tageszeitung“ unter Demokraten etwa alle die Kreise zu verstehen haben, die nicht dem Bunde der Landwirte angehören, während vom Standpunkte der „Germania“ alle Gegner der Jesuiten als Demokraten zu betrachten sein dürften.

Das Bedauerliche dieser Tatsachen ist nun, daß allem Anschein nach ähnliche Auffassungen an den höchsten Stellen unserer Staatsorganisation geteilt werden oder richtiger, daß die Kundgebungen, die von Zeit zu Zeit von höchster und aller-